

Mk 9,14-27.

Die Macht des Glaubens

Walter Schmithals

Als er zu den Jüngern kam, sah er eine große Menge um sie herum und Schriftgelehrte, die mit ihnen diskutierten. Und sobald die Menge ihn sah, entsetzten sich alle, liefen herbei und grüßten ihn. Und er fragte sie: Worüber diskutiert ihr mit ihnen? Einer aber aus der Menge antwortete: Meister, ich habe meinen Sohn zu dir hergebracht, der hat einen sprachlosen Geist, und wo er ihn erwischt, reißt er ihn zu Boden, und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollten, und sie konnten's nicht.

Er aber antwortete ihnen und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn her zu mir! Und sie brachten ihn zu ihm. Und sogleich, als ihn der Geist sah, riss er ihn. Und er fiel auf die Erde, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund. Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist's, dass ihm dies widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns!

Jesus aber sprach zu ihm: Wieso sagst du: Wenn du etwas kannst. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube; hilf meinem Unglauben.

Als nun Jesus sah, dass das Volk herbeiströmte, bedrohte er den unreinen Geist und sagte zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre aus von ihm und fahre nicht mehr in ihn hinein! Da schrie er und riss ihn sehr und fuhr aus. Und der Knabe lag da wie tot, so dass die Menge sagte: Er ist gestorben. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und erweckte ihn auf, und er stand auf.

Liebe Gemeinde,

wir haben eine Erzählung gehört, die, wie jeder bemerkt hat, durch und durch in antikem Denken verwurzelt ist. Das Krankheitsbild, das zunächst der Vater schildert und das dann der Kranke selbst zweimal demonstriert – ein plötzlicher Anfall, sich mit Schaum vor dem Mund auf dem Boden wälzen, dann wie tot daliegen – dies Krankheitsbild beschreibt einen epileptischen Anfall. Damit wenden wir uns an die neurologische Abteilung eines Krankenhauses oder an die von Bodelschwingschen Anstalten in Bethel, die sich der Epileptiker in besonderer Weise annimmt. Unser antiker Erzähler aber sieht einen Dämon am Werk, einen bösen Geist, der den Menschen in seine Gewalt gebracht hat und der gleichsam mit ihm zu einer Person verschmilzt: Denn einerseits packt und reißt er ihn, andererseits wird der unartikulierte Schrei des taubstummen Menschen zum Schrei des Dämons, der auch selbst taubstumm genannt wird. Dieser kranke Mensch ist also nicht mehr bei sich selbst; er hat sich an das Böse verloren. So sieht es der antike Erzähler.

Wollen wir seiner Erzählung auf den Grund gehen, dürfen wir diese antike Sicht des Geschehens, so überholt sie uns erscheinen mag, keineswegs beiseite schieben. Denn in eben dieser Sicht und mit ihrer Hilfe macht der Erzähler deutlich, was es mit dem Glauben auf sich hat, mit **unserem** Glauben. Denn wenn auf dem Höhepunkt der Erzählung der Vater nicht ruft: Erbarme dich seiner und hilf ihm, sondern: Erbarme dich unser und hilf uns, so wird deutlich, dass die Krankheit dieses Menschen unser aller Krankheit ist, dass die Hilfe, die ihm widerfährt, uns widerfahren soll, und dass Jesu Wort uns gilt: ‚Wenn du glauben könntest‘. Wir selbst also, will unser Erzähler sagen, sind die Menschen, die nicht mehr bei sich selbst, die in der Hand des Bösen sind!

In der Hand des Bösen. Was das Böse ist, liegt, so scheint es, am Tage; die Berichte in den Zeitungen und Sendungen jeden Tages sind voll davon. Und so wie in unserer Erzählung der Vater von den Jüngern, der Mensch von den Menschen Hilfe gegen das Böse erwartet, so fehlt es auch heute nicht an guten Ratschlägen, wie man dem mancherlei Bösen begegnen kann, und immer kennt man auch die Schuldigen, die sich dem Besseren in den Weg stellen. Es ist zwar ein vielstimmiger und oft sehr dissonanter Chor von Ratschlägen, und mögen auch nicht alle gut sein, so sind doch alle gut gemeint. Das mag uns mal mehr, mal weniger überzeugen, aber dass der Mensch, der Böses tut, nicht auch auf bessere Wege geleitet werden kann, ist jedenfalls eine berechtigte Überzeugung, wie immer wir die lebhaft gewordene Diskussion über Willensfreiheit und Determinismus auch beurteilen mögen. Gegen das Böse hat man an den Menschen zu appellieren..

Dennoch - oder gerade deshalb - seufzt Jesus über die Menschen, die angesichts des Bösen von den Menschen Hilfe erwarten, und schließt uns alle in die Klage über den Vater ein: ‚O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen?‘ Hat Jesus etwas gegen die moralische Verbesserung der Welt? Gewiss so wenig wie wir. Aber er hat etwas gegen die Verharmlosung des Bösen. Seufzt er über dies *ungläubige* Geschlecht, also über die ungläubige Menschheit, dann nicht, weil er den moralischen Impuls der gutwilligen Menschen missachtet, sondern weil er tiefer gräbt und das eigentliche Wesen des Bösen anderswo als in unserer sittlichen Entgleisung und Entrüstung erkennt, nämlich im Unglauben: ‚O du ungläubiges Geschlecht‘ klagt er, nicht ‚O du unmoralisches Geschlecht‘. Der Dichter eines Kirchenliedes, das leider nicht mehr in unserem Gesangbuch steht, hat es so formuliert:

‚Der Schaden hat bei dir viel tiefer eingefressen,
als du ehmalig geglaubt. Bedenke, wie vermessen
du dein Vernunft und Fleisch hast auf den Thron gesetzt;
die mussten Führer sein. Drum plagen sie dich jetzt.‘

Vernunft und Fleisch – das ist der *Mensch*, und Jesu Klage beklagt, dass der Mensch selbst sich auf den Thron gesetzt hat. Es ist dieselbe Klage, die wir auch beim Propheten Jeremias lesen, in ein schönes Bild gefasst: ‚... mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hier uns da Zisternen, die doch Löcher haben und kein Wasser geben.‘ Es ist die Klage über den Menschen, der, wie Luther sagt, in sich selbst zurück gekrümmt ist. Es ist die Klage über den Menschen, der in allem immer nur sich selbst begegnet, seiner Vernunft und seinem Fleisch, seinen bösen Taten und seinem Kampf gegen das Böse, der sich seiner selbst rühmt oder der an sich selbst verzweifelt. Es ist die Klage über den Menschen, der gerade da, wo er an das Gute glaubt, ja, wo er nach den Sternen greift, das Böse vernichten und das Reich Gottes schaffen will, das beklagenswerteste Geschöpf auf Gottes Erdboden ist. Es ist die Klage über den Menschen, der wie der Vater des Besessenen Hilfe bei den Menschen sucht, die doch nicht helfen können. Es ist die Klage über den Menschen, der sich an das Böse, nämlich an den Unglauben verloren hat und der darum wie der Besessene taub ist, die Wahrheit zu hören, und stumm, das Wahre zu sagen. Es ist die Klage über den Menschen, der wie der kranke Sohn mitten im Leben niedergeworfen ist, als wäre er schon tot.

Die Hilfe zeigt sich, als Jesus sagt: ‚Bringt ihn her zu **mir**.‘ Noch einmal bäumt sich der Dämon auf, demonstriert er seine Stärke, reißt den Jungen zu Boden. Der Liederdichter greift diese Szene auf: ‚Fühlst du den Stärkeren, Satan, du Böser? Jesus ist kommen, der starke Erlöser!‘ Die Hilfe gegen das Böse kommt nicht **vom** Menschen; sie muss **zum** Menschen kommen, und die christliche Gemeinde heißt darum *christliche* Gemeinde, weil sie von Anfang an

bekannt hat, dass die Hilfe in Jesus Christus zum Menschen gekommen ist. Darum bekennt sie ihn als Gottes Sohn, weil sich in ihm Gott an die Seite des Menschen stellt und ihm sagt: Krümm dich nicht in dich selbst zurück; öffne dich, ich bin bei dir; verlass dich auf mich.

Damit er Jesu Hilfe ergreifen kann, muss der Vater allerdings zuerst die Tiefe des menschlichen Elends anerkennen. Darum fragt Jesus ihn: ‚Wie lange ist’s, dass ihm dies widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte.‘ Für den Menschen gibt es also kein Zurück in eine kindliche Unschuld, in ein besseres Einst. Auch dort würde der Mensch doch wiederum nur sich selbst begegnen, wie auch immer er sich dort vorfände. Angesichts dieser Erkenntnis geht dem Vater auf, dass er sich an die falsche Adresse gewandt hatte, als er bei Menschen Hilfe suchte. Nun sucht er sie bei dem, der zu den Menschen gekommen ist.

Dazu bedarf es freilich des Glaubens. Glauben heißt ja, sich selbst mit dem Gelungenem und dem Missglücktem, mit dem Bösen und mit dem Kampf gegen das Böse loszulassen und die ausgestreckte Hand Gottes ergreifen. Und solchen Glauben mutet Jesus dem Vater, mutet er uns zu. Denn als der Vater ihn anfleht, zweifelnd und hoffnungsvoll zugleich: ‚Wenn du etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns‘, weist Jesus diese Rede zurück: ‚Was soll das: Wenn **du** etwas kannst.‘ Wenn Gott Gott ist, dann kann er auch. Es kommt auf **dich** an. Kannst du glauben. Kannst **Du** glauben? Wir stellen einen Augenblick das kaum fassbare Wort zurück, mit dem Jesus dem Vater diesen Glauben zumutet: ‚Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt‘, und achten zunächst auf die Reaktion des Vaters.

‚Ich glaube‘, so ruft er aus jener Tiefe der menschlichen Ohnmacht, in der zu sich selbst gefunden hat. ‚**Ich** glaube‘. Ja, so muss man sprechen, bevor man in das ‚Wir glauben all an einen Gott‘ der Gemeinde einstimmen kann. Glaube ist auch in der Gemeinschaft der Glaubenden immer mein Glaube. Wir wissen, dass dieses persönliche Glaubensbekenntnis zur Grundlage des abendländischen Individualismus geworden ist. Dies ‚Ich glaube‘ spiegelt sich noch in solcher Äußerlichkeit ab wie der, dass wir uns in der Kirche gerne auf *unseren* Platz setzen, weit entfernt von jener disziplinierten Ordnung, mit der die Muslime beim Freitagsgebet in der Menge aufgehen.

Aber ‚ich **glaube**‘, das kann auch ein sehr gefährliches Bekenntnis sein. Das kann ja heißen: Ich kann es; ich kann glauben. Und unversehens verkehrt sich das erwachende Leben wieder in den Tod, die ewige Wahrheit wieder in die fleischliche Lüge, die Demut in den Stolz. Es ist der höchste Triumph des Bösen, wenn es ihm gelingt, uns zu überreden, dass der Glaube unser Werk, unsere Leistung sei. Aber der Glaube ist keine religiöse Leistung, sondern er ist im Gegenteil die Preisgabe **aller** Leistung vor Gott. Niemand ist dem Bösen mehr

verfallen als der Glaubende, der sich mit den Worten auf den Thron setzt: Ich bin gläubig. Aber der Vater hat seine Lektion gelernt, als er an Menschenhilfe scheiterte und Jesu Ruf folgte: Bringt ihn her zu mir. Darum schreit er: ‚Ich glaube. Hilf meinem Unglauben.‘ Er schreit, so wie der besessene Sohn geschrien hat. Das Glaubensbekenntnis des Vaters ist zugleich der Schrei eines Elenden um Hilfe. Eben **so** aber bekennt der rechte Glaube: Ich glaube, aber hilf mir zum Glauben. Mein Glaube ist dein Geschenk. Das mag logisch nicht aufgehen, aber er, der Glaubende, weiß: Es ist wahr. Kein Glaubender kann sich seines Glaubens rühmen; er kann gerade als Glaubender nur Gott rühmen. Der Glaube wird dadurch nicht zu einem magischen Akt. Es bleibt dabei: Ich glaube. Aber zugleich gilt: Ich danke dir, dass ich glaube.

Und von diesem, nur von diesem Glauben gilt, dass ihm alle Dinge möglich sind. Jesus Wort behauptet die Ungeheuerlichkeit, dass der Glaubende teilhat an der Allmacht Gottes, dass es dem Ohnmächtigen, ihm, nur ihm, an keiner Macht mangelt. Eine Ungeheuerlichkeit, und zugleich eine naive Selbstverständlichkeit. Hat das ohnmächtige Kind an der Hand des Vaters, in den Armen der Mutter nicht Anteil an der Macht, die ihn schützt und birgt? Hat es nicht alle **die** Macht, auf die es vertraut? So hat der Glaubende gerade in seiner Ohnmacht Teil an Gottes Allmacht, weil er sich vorbehaltlos auf die unverfügbare Zukunft Gottes einlässt. In dieser seine Ohnmacht zeigt sich die Macht des Glaubens.

Wenn wir nun noch auf den Schluss der Erzählung achten, werden wir zum Anfang unserer Gedanken zurückgeführt. Die Erzählung schließt mit den Worten: ‚...die Menge sagte: Er ist gestorben. Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und erweckte ihn auf, und er stand auf.‘ Gestorben, auferweckt, auferstanden. Mit Bedacht benutzt der Erzähler Worte, die ihm und seiner Gemeinde aus dem Glaubensbekenntnis vertraut sind: Jesus ist gestorben für unsere Sünden, ist auferweckt durch die Macht des Vaters, ist auferstanden von den Toten. Er stellt seine Erzählung also abschließend ausdrücklich in das Licht jenes Bekenntnisses, in dem sie von Anfang an gestanden hat und von dem allein sie erhellt wird, in das Licht Jesu Christi, der sich in unseren Tod erniedrigte, damit wir mit ihm leben möchten. Und indem er das ‚gestorben, auferweckt, auferstanden‘ nun aber von dem Menschen sagt, der dem Bösen verfallen und in das Leben zurückgebracht wurde, greift er einen Gedanken auf, dem wir nicht selten auch in den Briefen des Apostels Paulus begegnen: ‚Wir sind mit Christus durch die Taufe in den Tod begraben, damit, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, auch wir in einem neuen Leben wandeln:‘ Oder: ‚Wir tragen allezeit den Tod Jesu an uns herum, damit auch das Leben Jesu an uns offenbar werde.‘ Und noch einmal: ‚Seid ihr nun mit Christus auferstanden, so suchet das, was droben ist.‘

Der Glaube ruft also nicht, so erfahren wir zum Schluss, aus dem Leben heraus, sondern stellt in das Leben hinein, in dieses alte Leben und in diese böse Welt, die wir nicht gut machen können. Aber er stellt uns als neue Menschen in dies Leben hinein. Im Glauben kann es uns bei unseren guten Werken - und was wäre für diese böse Welt wichtiger als gute Werke - nie mehr um uns selbst gehen, sondern nur noch um unseren Nächsten, um diese Welt. Der Glaubende verschließt seine Augen nicht vor der Vielfalt täglicher Missetaten. Er tut sein Bestes, dem Bösen zu begegnen. Aber er weiß auch, dass er selbst mit seinem besten Wollen und Vollbringen oftmals scheitert, weil er aus dieser Welt nicht aussteigen kann und darf. Er nimmt das mit Seufzen zwar, aber gelassen hin, weiß er doch, dass **er** diese alte Welt nicht zu einer neuen machen kann. Aber er lebt in dieser alten Welt als ein neuer Mensch und tut darum auch seine besten Werke so, als täte er sie nicht. Er bewahrt und bewährt in all seinem Tun die Freiheit, die der Glaube schenkt. Denn eben solche Freiheit von uns selbst, von unserem Scheitern und von unserem Gelingen, bewirkt die Macht des Glaubens